Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 80 (1986)

Heft: 9

Artikel: Kulturelles Selbstverständnis und kulturelle Entwicklungen in der Schweiz

Autor: Züfle, Manfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143284

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Manfred Züfle

Kulturelles Selbstverständnis und kulturelle Entwicklungen in der Schweiz

Das Thema meines Beitrags scheint zugeschnitten zu sein auf einen Kultur-Beamten, der die Fähigkeit und die Pflicht hätte, möglichst objektiv aufzulisten, was sich hierzulande kulturell entwickelt, in vier Landessprachen, in allen Sparten, auf allen Ebenen, von der Volksmusik bis zum experimentellen Film, von Pop und Rock bis zum Heimattheater, aber auch von der Denkmalpflege bis zu dem, was man etwa politische Kultur nennt. Selbstverständlich müsste hingewiesen werden auf Jugendkultur und aufs Kabarett und und und.

Ich wäre der letzte, der irgend etwas vom eben Aufgezählten aus dem Kulturellen ausschliessen wollte. Und wahrscheinlich begegnet ein Fremder auch mehr oder weniger bewusst diesen kulturellen Äusserungen. Und wahrscheinlich kommen sie ihm genau so befremdlich vor wie vieles andere in diesem Land, wenn er sich aus irgendwelchen Gründen als Fremder in ihm aufhalten *muss*. Ich habe den Verdacht gegen uns Schweizer, dass wir uns nicht allzu sehr anstrengen, es den Fremden leicht zu machen, sich bei uns zu integrieren, obwohl wir zum Beispiel so wohlwollend-herablassend von «Gastarbeitern» reden – in den mehr offiziellen Verlautbarungen mindestens. Vielleicht nennen wir die Fremden hauptsächlich dann Gäste, wenn wir sie gerade brauchen können. Und ich habe das Gefühl, dass wir das Allerwenigste unternehmen, um unsere *Kultur* andern, die bei uns fremd sein müssen, näherzubringen. Vielleicht weil wir selbst etwas Mühe haben, uns über und durch unsere Kultur zu verstehen.

Es zeigt sich, dass ich offenbar wenig geeignet bin, irgendwie objektiv zum gestellten Thema zu sprechen, weil, kaum fange ich zu reden an, nur allzu offensichtlich wird, dass ich einige Bedenken, Vorbehalte, ja Verdachte habe gegenüber der schweizerischen Kultur. Es scheint vor allem der Verdacht durch, dass ich in der Schweiz etwas spüre, das Fremdes unmässig und unsinnig abwehrt.

Spuren sichern

Ich habe ein *Bild von der Schweiz,* das in mir im Verlauf meines Lebens langsam entstanden, geworden ist, und von diesem Bild reproduziere ich ja immer wieder einen Teil oder einen Aspekt, wenn ich Kultur schaffe, wenn ich ein Buch schreibe, ein Theaterstück, ein Gedicht. So scheint es mir denn sinnvoll zu sein, nicht bloss meine *Meinung* über schweizerische Kultur zu äussern, sondern zu *erzählen,* wie es unter anderem zu diesem meinem Bild von meinem Land gekommen ist.

Eine meiner frühesten deutlichen Erinnerungen überhaupt stammt aus dem Jahr 1939. Da war in Zürich die schweizerische Landesausstellung, die «Landi», wie sie liebevoll genannt wurde. Nur wenige Details sind in mir haften geblieben: der Schifflibach und die Schwebebahn über den See und die Strasse mit sämtlichen Gemeindefahnen der Schweiz. Und dann, ich hatte drei kleine Spielzeugautöli bekommen, mit denen ich auf einer Parkbank am See spielte, erinnere ich mich sehr genau, dass mein Vater, meine Mutter und eine

Tante davon sprachen, dass jetzt dann der *Krieg* ausbreche. Ich spürte, dass das für die Erwachsenen eine sehr ernste Sache war. Für mich, den Dreijährigen, stimmte irgend etwas nicht zusammen: meine drei Autöli, die ich immerhin bekommen hatte, und dieser Krieg, der mit seinem Ernst die schöne Stimmung verdarb. Hier fing es an zu entstehen, mein Bild von der Schweiz: Irgendwo bricht eine todernste Sache aus und verdirbt die Stimmung.

Als der Krieg zu Ende war, war ich neunjährig, die Glocken läuteten und man sprach auch hier vom «Siegestag». Der Krieg, der nicht hier, aber eben anderswo doch stattgefunden hatte, prägte mein Kindheitsbild von der Schweiz weiterhin, irgendwo auch endgültig, wenn ich jetzt darüber nachdenke. Ich möchte deshalb ein paar ganz wichtige Spuren sichern. Es sind wieder Details.

Wir hatten eine Bäckerei, und mein Grossvater und mein Vater buken sehr gutes Brot, das am besten war, wenn man es frisch essen konnte. Es gab eine Zeit, während der man das Brot erst am dritten Tag verkaufen durfte, damit man weniger ass. Auch wir selbst hielten uns strikte an diese Regelung. Es wurde mir klargemacht, dass wir mitten im Krieg nur überleben konnten, wenn wir Opfer brachten, uns einschränkten.

Eine andere Spur, sehr viel unheimlicher: Ich bin im Kanton Zug aufgewachsen, an der Grenze des innersten militärischen Verteidigungsringes, den man «Réduit» nannte. Wenn man auf dem Zugerberg spazieren ging, durfte man auf gewissen Wegen nicht weitergehen, weil dort militärische Anlagen zu unserer Verteidigung im Wald standen. Mein Vater erzählte mir, dass es Leute gebe, die solche Dinge den Deutschen verrieten. Es gab Landesverräter, und die erschoss man. Ich spürte, dass auch mein Vater etwas Mühe hatte damit, nicht nur ich. Das seien meistens arme «Siechen», die manchmal für einen «Kaffee Schnaps» sich hätten verführen lassen.

Zur selben Zeit erschienen an verschiedenen Häusern Hakenkreuze, mit schwarzer Farbe an die Wände gepinselt. Auf einem dieser Häuser am Weg nach Einsiedeln war eine riesige Radioantenne angebracht. Der habe wohl einen Sender, erklärte mir mein Vater. Mit der Zeit merkte ich, es gab offenbar auch in der Schweiz Nazis. Mein Vater sprach nicht viel darüber, obwohl er sehr früh antifaschistische Literatur gekauft und gelesen hatte. Er war als Deutscher, weil er nicht ins deutsche Heer einrückte, staatenlos geworden. Während des Krieges wurde er Schweizer. Als Luftschutzsoldat musste er dann jeweils auf den fünfzig Meter hohen Getreidesilo hinauf, um dort unseren Luftraum zu schützen, wenn die «Alliierten» Nacht für Nacht unser Land überflogen, um endlich Nazideutschland in die Knie zu zwingen. *Ich* hatte entsetzliche Angst und fragte mich ebenfalls Nacht für Nacht, warum denn niemand den Hitler umbringe. Beim Coiffeur aber hing eine Europakarte, und auf der war mit Fähnchen der Vormarsch der Alliierten abgesteckt, auch der der Russen. Die Fähnchen näherten sich mit der Zeit sehr schnell einer Linie, auf der sie sich von West und Ost her trafen. Und dann war es soweit; der Coiffeur sprach auch vom «Siegestag». Mein Vater aber, daran erinnere ich mich sehr genau, hat ostentativ weiter Holz gespalten; er habe nicht gesiegt. Dabei war er ein ganz eindeutiger Schweizer, obwohl er nur eingebürgert war, und als solcher ein Anti-Nazi.

Veränderung ist nicht vorgesehen

Warum erzähle ich das alles? Die Generation, die in diesem Land jetzt und nach wie vor auf vielen Gebieten das Sagen hat, ist wesentlich geprägt von solchen und ähnlichen Bildern, die in mir damals entstanden sind. Mir war als Kind mehr oder weniger bewusst geworden: Krieg, überhaupt Geschichte, fand immer statt, aber immer anderswo. Dürrenmatt sprach vor Jahren einmal in einem Ge-

dicht davon, dass wir vorsintflutlich seien, geblieben seien. In anderem Zusammenhang spricht er allerdings auch davon, dass an uns die Bitte des Vaterunser-Gebets «Führe uns nicht in Versuchung» in Erfüllung gegangen sei und dass das auch seine Vorteile habe. Im Gedicht sagt er dann: «Schweiz, Don Quixote der Völker, warum muss ich dich lieben?» Das frage ich mich auch, immer eindringlicher. «Don Quixote» allerdings würde ich die Schweiz nicht mehr nennen. Die Figur käme mir heute zu idealistisch und zu lustig vor. Biedermann schon eher, um mit Frisch zu reden, und vielleicht auch noch Brandstifter, der klammheimlich irgendwo in unserm Gebälk einige Brände legt.

Nun ist die Sichtweise, die ich da in diesem Klima gelernt habe, eine kleinbürgerliche der Herkunft nach. Aber auch das scheint mir nicht untypisch zu sein. Solche – Bilder ermöglichende – (geschichtliche) Erfahrung ist genau das, was ein Bewusstsein im Hier und Jetzt prägt. Wenn ich die Spuren in meiner Erinnerung also noch ein wenig weiter zu sichten versuche, bin ich wohl genau auf dem Weg, Bericht zu erstatten von einem, von *meinem* schweizerischen kulturellen Selbstverständnis. Und weil ich ja notgedrungen Zeitgenosse bin, wird sich, so ist zu hoffen, auch einiges Weitere an kulturellen Entwicklungen in meiner parteiischen und engagierten Sicht zeigen.

Da ist zunächst zu betonen, dass die eigentliche Zeit meiner kulturellen Bindung und Prägung in den fünfziger und frühen sechziger Jahren eigenartig apolitisch verlief. Meine Generation kam um das Ereignis 1968 gleichsam herum; wir waren nicht die Täter jener Veränderungen des Klimas. Pointiert formuliert: Meine Generation war eine, die durch Ereignisse wie 68 auch irritiert und erschreckt wurde, und zwar weil Veränderung in unserer kulturellen und politischen Prägung gleichsam nicht vorgesehen war. Und gerade das scheint mir ein starker Faktor zu sein für die kulturellen Entwicklungen unseres Landes bis heute. Schlagwortartig formuliert liesse sich sagen: Bewahrende oder konservative oder doch vorsichtige Haltung Veränderung gegenüber, auch und gerade kultureller Veränderung gegenüber, hat in der Schweiz nach wie vor die grösste Chance akzeptiert zu sein.

Die Tendenz, realistische Spiegel zu verdrängen

In einer Ferienwohnung, ich war etwa in der zweiten Klasse des Gymnasiums, stiess ich im Büchergestell auf ein Buch, das ich vollkommen fasziniert gleich mehrmals las. Es hiess «Matto regiert» und stammte von dem damals ziemlich unbekannten Schriftsteller Friedrich Glauser. Es war mein Vater, der mir geraten hatte, das Buch zu lesen. «Das ist gut», hatte er gesagt. Zwei Dinge sind mir anhand dieser Spur wichtig. Ich merkte damals zum ersten Mal mit einer echten Bestürzung, dass es in diesem Land ganz andere Dinge gab, als ich in meinem geistigen Behütetsein wissen konnte. Da hatte einer präzise Innenerfahrungen aus einer Irrenanstalt, und dort ging es kriminell zu. Ich erfuhr ebenfalls von meinem Vater, dass der Glauser halt überhaupt so einer gewesen sei am Rand; in der Fremdenlegion sei er gewesen, im Gefängnis, Morphium habe er genommen. Aber mein Vater blieb dabei: das sei gut, was der schreibe. Ich trieb dann noch den «Wachtmeister Studer» auf und «Beichte einer Nacht». Die Bücher waren gar nicht so leicht zu finden.

Und da ist gleich ein zweites zu betonen. Es scheint oder schien mindestens zum kulturellen Klima dieses Landes nach dem Zweiten Weltkrieg zu gehören, dass wichtige Stimmen vergessen gegangen waren, alles Autoren, die eher bedenkliche Seiten unserer Realität registriert und mit einem eigentümlich harten Realismus gestaltet hatten. Es dauerte Jahre, bis ich mit einem entwickelteren

historischen und politischen Bewusstsein Jakob Bührer, Albert J. Loosli, aber auch den während des Krieges ins faschistische Deutschland emigrierten Jakob Schaffner zur Kenntnis nahm. Das sind nur wenige Beispiele, die durchaus durch weitere Namen vermehrt werden könnten.

Wichtig und zu den kulturellen Entwicklungen dieses Landes gehörig scheint mir aber folgendes zu sein: Wir, die wir von der Nation Gnaden Realisten zu sein meinen und es in wirtschaftlichen Dingen wohl auch sind, haben realistischen Spiegeln gegenüber, die uns in Kulturprodukten vorgehalten werden, die Tendenz, sagen wir mal ruhig, zu verdrängen. Wenn's dann nicht mehr ganz so aktuell ist, kann man die Geister immer noch als eine Art Klassiker auferstehen lassen. Gerade vor kurzem gab es da ja eine eigentliche und, wie ich betonen möchte, sehr verdienstvolle Renaissance. Ex Libris zum Beispiel hat ein ganzes Programm Vergessener wieder herausgebracht. Und die Bücher wurden, wie es scheint, mindestens gekauft. Ich frage mich allerdings, ob wir nicht gleichzeitig wieder daran sind, neuere Unbequeme auf ähnliche Art zu vergessen. Mir kommt zum Beispiel vor, dass sich Diggelmann nicht schlecht für einen solchen Verdrängungsprozess eignet.

Politischer Primitivismus – Kellers unheimlicher Verdacht

Zurück zu meinen fünfziger Jahren. Ich erinnere mich sehr genau, wie wir an unserer Schule den Ausbruch des Koreakriegs erlebt haben. Wir waren in unserer Klasse sehr aufgeregt. Es zirkulierte die Meinung, dass jetzt dann sicher der Dritte Weltkrieg ausbrechen könnte. Dabei hatten wir alle überhaupt keine Ahnung von Korea, und was sich dort wirklich abspielte. Es war doch klar, wer wen dort überfallen hatte, und wer was dort verteidigte. Dasselbe Amerika, das uns vor Hitler errettet hatte, kämpfte jetzt dort gegen die rote oder die gelbe Gefahr.

Dieser politische Primitivismus war nicht mein Privileg. Es drückte sich darin eine Konstante unseres auch kulturellen Selbstverständnisses aus. Die Neutralität gehört zwar auch zu den Werten unserer politischen Kultur; und wir sind mit ihr in Gefahrensituationen ja auch nicht schlecht gefahren. Aber wir sind gleichsam politisch-emotional mit unserer deklarierten Neutralität alles andere als «blockfrei». Wir wollen schon wissen, wo der Feind ist, und zwar eindeutig gefälligst. Nichts verunsichert uns deshalb auch so sehr, als wenn in kritischen Situationen plötzlich Minderheiten anders als wie gewohnt und bewährt zu denken, zu fühlen oder gar zu handeln anfangen. Dann haben wir die Tendenz, uns gefährdet zu fühlen. Etwas krampfhaft fangen wir sofort an, das zu verteidigen, was wir unsere Unabhängigkeit nennen. Igelstellung scheint bei uns fast reflexartig einzutreten.

Nun sind ja ausgerechnet Kulturschaffende häufig Leute, die eine fast süchtige Neigung haben, Dinge anders zu sehen als gewohnt. Das ist der Grund, warum Kultur hierzulande tendenziell überhaupt unter einer Art Verdacht steht. Sind denn etwa Kulturschaffende nicht Leute, die unzufrieden sind, die da irgend etwas verändern wollen? Kultur steht hierzulande, wenn sie sich noch nicht bewährt hat, immer auch unter Links-Verdacht. Und sollte sich der Verdacht bewahrheiten, wäre das alles etwas, was wir nicht brauchten!

Man müsste dazu vielleicht anmerken, dass einer unserer Klassiker, nämlich Gottfried Keller in seinem Grünen Heinrich, schon einen unheimlichen Verdacht in bezug auf die Schweiz als politische und kulturelle Landschaft gehabt hat. Wenn der grüne Heinrich aus dem Ausland in die Schweiz zurückkehrt, glaubt er getrost, der Mehrheit und ihrer gemachten Meinung sich anvertrauen zu können. Dann fährt Keller fort: «Freilich ahnte ich nicht, dass Zeit und Erfahrung die idyllische Schilderung der politischen

Mehrheiten nicht ungetrübt lassen würden; noch weniger merkte ich, dass ich im gleichen Augenblick, wo ich mich selbsttätig zu verhalten gedachte, auch schon die Lehren der Geschichte vergass, noch bevor ich nur den ersten Schritt getan. Dass grosse Mehrheiten von einem einzigen Menschen vergiftet und verdorben werden können und zum Dank dafür wieder ehrliche Einzelleute vergiften und verderben, – dass eine Mehrheit, die einmal angelogen, fortfahren kann, angelogen werden zu wollen, und immer neue Lügner auf den Schild hebt, als wäre sie nur ein einziger bewusster und entschlossener Bösewicht, – dass endlich auch das Erwachen des Bürgers und Bauersmannes aus einem Mehrheitsirrtum, durch den er sich selbst beraubt hat, nicht so rosig ist, wenn er in seinem Schaden dasteht, – das alles bedachte und kannte ich nicht.»

Diese unsere sehr schweizerische Angst vor Unruhe

Ich hatte mein Universitätsstudium gerade richtig angefangen, als die Russen in Ungarn einmarschierten, und ich wusste jetzt in meinem dritten Semester Germanistik schon ziemlich viel von Kultur, auch von schweizerischer; aber politisch war ich nach wie vor so ahnungslos, dass ich den Namen eines unserer besten Philosophen, des Marxisten Konrad Farner, erst kennenlernte, als man gegen ihn in Thalwil eine eigentliche Kommunistenhatz inszenierte. Es gibt eine ganze Reihe von Zeugnissen aus meiner Generation, die in einem Buch im Limmatverlag erschienen sind; sie zeigen, dass es einigen später politisch durchaus links-profilierten Intellektuellen damals nicht anders ging als mir. Berthold Rothschild ist dabei wohl am ehrlichsten. Es geht ja nicht darum, dass der damalige russische Gewaltakt nicht hätte verurteilt werden sollen. Ich habe immer noch nichts dagegen, dass ich damals an Fackelzügen für das ungarische Volk teilgenommen, Blut gespendet hatte. Bedenklich aber bis heute ist es, dass es eine politische und kulturelle Minderheit war, die die Pogromstimmung gegen alles Linke und Verändernde nicht teilte, aber eben im damaligen kulturellen Klima besser schwieg.

Es mag vielleicht spielverderberisch erscheinen, an solche Dinge zu erinnern. Das liegt ja nun fast dreissig Jahre zurück. Konrad Farner kam und kommt postum sogar zu Ehren, Theo Pinkus und andere sind achtbare Figuren im eben typisch schweizerischen Meinungspluralismus. Ich bin nicht so sicher. Und selbst auf die Gefahr hin, nachträgerisch zu sein, würde ich behaupten, wir haben auch jene Dinge weder politisch, noch emotional, noch gar kulturell auf- und durchgearbeitet, wie wir es ebensowenig mit den Unruhen von 1968, und wie wir es noch viel weniger mit den jüngsten Unruhen von 1980 getan haben. Es ist möglich, dass wir Angst haben, überhaupt ein wenig ängstlich sind in einer schliesslich Angst erregenden Welt, und es ist auch möglich, dass in dieser unserer sehr schweizerischen Angst vor Unruhe überhaupt auch etwas Berechtigteres drin steckt als nur die Angst, unsere guten Geschäfte, unser Wohlstand und unsere Sicherheit könnten gefährdet werden.

Ich frage mich jetzt einmal, was diese Spurensicherung in der Eigengeschichte meines Bewusstseins gebracht hat. Ob sich schon so etwas wie ein Grundklima angeben lässt, in dem dann kulturelle Pflänzchen eben gedeihen sollten. Schliesslich gab es schon einige, auch «Kulturschaffende», in diesem Land, die die Meinung vertraten, die Schweiz sei kulturell ein Holzboden, mehr als handfeste Selbstbestätigung gedeihe hier nicht, wir seien überhaupt keine Kulturnation, von einer schweizerischen kulturellen Einheit könne sowieso keine Rede sein. Wir seien allenfalls ein politischer Zweckverband mit hoch realistischen Zielen, eben der puren Selbsterhaltung, ja vielleicht auch nur des Geschäfts. Kulturell gehörten wir je zu verschiedenen

grösseren Kulturlandschaften, der deutschen, der französischen, der italienischen, und das Romanische sei sowieso eine Kuriosität. An diesen grösseren kulturellen Zusammenhängen nähmen wir dann je als Provinz teil und hätten hin und wieder interessante Beiträge vorzuweisen. Unsere auszeichnende Sonderstärke liege vielleicht im bedeutenden Detail. Einer unserer grössten deutschsprachigen Dichter habe sich schliesslich praktisch aufs Emmental beschränkt, und einer der grössten französischsprachigen aufs Waadtland. Der kulturelle Vorteil von dem allem sei dann allenfalls, dass wir kulturell in besondern Situationen auch immer wieder mal zu so etwas wie einem Umschlagplatz werden könnten. Das habe sich ja zum Beispiel gerade während des Zweiten Weltkriegs gezeigt, wo das Zürcher Schauspielhaus die letzte von Nazi-Deutschland unabhängige deutsche Bühne gewesen sei. Und man könnte das etwas zynisch zu Ende denken mit dem Hinweis: ganz ähnlich, wie unsere Banken ja schliesslich auch internationaler Umschlagplatz sind.

Es ist ganz klar, dass ich als Schriftsteller in diesem Land nicht dieser Meinung bin, obwohl und gerade weil in offizieller und halboffizieller Kultur*politik* manchmal gar nicht wenig von dem allem sich zeigt. Auch das prononcierte kulturpolitische Bekenntnis zum Kleinräumigen, Föderalistischen, Bodenständigen und Heimatlichen in gewissen Situationen (nicht nur während des Zweiten Weltkriegs) traut der Schweiz als eigenem Kulturraum gar nicht so viel zu, wie es anscheinend vorgibt. Schweiz als Kulturlandschaft hat es zu tun mit einem auch glücklichen Abseits von den tragischen, katastrophalen Seiten von Geschichte, mit einer Art Schutzangst, die gegen Veränderung immer wieder beschwörend aufgebaut wird. Daraus resultieren selbstgewählte Enge, die leicht in ein etwas moroses Malaise-Gefühl umschlagen kann, eine etwas übervorsichtige Provinzialität und gleichzeitig der etwas protzige Hinweis, sich dafür schliesslich als Umschlagplatz für Internationales, sofern es möglichst gültig geworden ist, zur Verfügung zu stellen. Die Festwochen etwa, die wir zu bieten haben, gehören immerhin zu den international am besten frequentierten.

Ich glaube, diese skizzierten Widersprüche lassen sich noch einmal etwas dialektischer knacken, und ich werde dabei ziemlich unvermittelt an dem brisanten Ort landen, an dem ich selber hier und jetzt Kulturtäter bin.

Von der «Landi» zur «Expo 64»

Hier muss, gleichsam stellvertretend, von Frisch und Dürrenmatt gesprochen werden. Vorher möchte ich mich aber noch kurz an die zweite Landesausstellung erinnern, die ich fünfundzwanzig Jahre nach 1939 erlebt habe. Ich war in der Zwischenzeit nun fast dreissig geworden. Die grosse Schau unserer selbst, die wir da 1964 boten, hiess nicht mehr liebevoll und ein wenig heimatstilig «Landi», sondern «Expo 64». Ich weiss nicht, ob man den neuen Namen bewusst so stark an Export anklingend gewählt hat. Sicher ist, dass diese Schau sich bewusst gegen Landi-Geist, Einigelung auf sich selbst, abheben wollte. Die Schweiz, die optimistisch nach neuen Ufern aufbrach, sollte sich darstellen. Ich besuchte diese Ausstellung damals als Hilfslehrer der Zürcher Kantonsschule mit meiner Klasse. Nahe beim Eingang lief immer wieder das Musikstück für Büromaschinen (von Rolf Liebermann glaub' ich). Tinguelys Maschinenplastik Heureka, was salopp übersetzt «Ich hab's» bedeutet, wurde bestaunt. Ein Theaterstückwettbewerb war ausgeschrieben worden mit dem Thema «Neuer Himmel».

Alles schien deutlich machen zu wollen, der Aufbruch, die Zukunft ist *darstellbar*. Selbst die Darstellung unserer Armee gab sich, mindestens was das Technische betrifft, bewusst zukünftig. Überall eine Schweiz, die sich darstellte, wie sie ihren «Beitrag» leisten wollte. Ich

erlebte damals eine tiefe Skepsis dem allen gegenüber. Als man später für Heureka in Zürich einen Standort suchte, schien das Ding niemand mehr zu wollen. Jetzt tauchen in den Medien hin und wieder Gedanken für eine neue Landesausstellung im Jahr 1991 auf, zur Erinnerung gleichzeitig daran, dass es uns 700 Jahre gibt: CH 91! Täusche ich mich, oder kommt da wirklich eine geradezu gewaltige Verlegenheit auf uns zu?

Dürrenmatt und Frisch: Gipfel des Verdachts gegen unser Land

Ich möchte jetzt etwas zu meiner Rezeption von Dürrenmatt und Frisch sagen. Sie hatten in der Nachkriegssituation eine, wie mir scheint, eigenartige und auch zweifelhafte Chance, zu so etwas wie kulturellen Exportartikeln zu werden, zweifelhaft deshalb, weil sich das, was man exportieren kann, ja auch ein wenig abschieben lässt. Ich sag' das ohne Häme und vor allem ohne Neid. Die beiden «Klassiker» der Nachkriegszeit sind immerhin etwas vom Besten, was wir schon exportiert haben. Und das Exportfähige daran scheint mir zu sein: eine Schweiz als einsehbares Modell.

Dürrenmatt hat einmal ausgesprochen, warum für ihn ein grosser realistischer Spiegel unserer schweizerischen Gesellschaft (wie er etwa im amerikanischen Roman des zwanzigsten Jahrhunderts durchaus vorkommt) nicht mehr möglich sei. Er hat ironisch vorgeschlagen, Liechtenstein als gleichsam experimentelle Modellsituation zu nehmen und dort die Menschengeschichte im alten Europa ans Ende zu denken – schön Dürrenmattisch an ihr schlimmstmögliches doch wohl! Dürrenmatt hat auch mal gefordert, Literatur (Kultur wohl überhaupt) so leicht zu machen, dass niemand auf Anhieb mehr vermuten oder befürchten müsse, es mit Literatur zu tun zu haben. Und er hat Kriminalromane geschrieben, die zu wirklichen Bestsellern wurden. Ein Rowohlt-Redaktor hat mir mal verraten, dass «Der Richter und sein Henker» zu den meist verkauften Taschenbüchern gehört, und der Roman sei zu einer der beliebtesten Schullektüren überhaupt geworden. Der Erfolg spricht hier nicht gegen die Sache, das sei betont.

Ich möchte aber noch etwas hinterhältiger darüber nachdenken, was das alles heisst. Da muss man zunächst feststellen, dass Dürrenmatts Vorgehen in der Schweiz schon lange Methode hat. Es sind schon Dissertationen darüber geschrieben worden, wie Seldwyla und Güllen zusammenhängen. Auch im Griff zum gleichsam trivialen Genre hat Dürrenmatt Vorgänger, allen voran natürlich Glauser, aber auch Albert J. Loosli, der für mich mit dem «Schattmattbauer» den schweizerisch-möglichsten Kriminalroman geschrieben hat und etwas vom Besten der Gattung überhaupt. Bei Dürrenmatt kommt aber etwas Weiteres dazu, und dieses Weitere wurde zum Titel eines seiner Bücher: «*Der Verdacht*». Dürrenmatt hat die haarsträubende Idee, ein Konzentrationslager-Arzt operiere in Zürich munter nach Auschwitz-Methoden weiter in einer teuren Privatklinik, in der er sich für seine Verbrechen auch noch mit den Vermögen der Opfer bezahlen lässt. Das ist gleichsam der Gipfel des Verdachts, den man gegen dieses Land überhaupt haben kann. Fern von der aktuellen Leidensgeschichte der Menschheit wird das Verbrechen schlechthin hinter sichern und teuren Klinikmauern zum auch noch bezahlten Geschäft. Und die, die Dürrenmatt das alles aufdecken lässt, sind ein todkranker Polizeikommissär mit dem biederen Namen Bärlach und der Jude Gulliver, ein durch Zufall davongekommenes Opfer der fernen historischen Schlächterei, der nur noch als sein eigener Mythos *in* Dürrenmatts Roman überleben kann.

Max Frischs Verdacht ist nur scheinbar etwas weniger grauenhaft. Der Biedermann ist zwar bieder und bleibt es auch. Aber Andri wird in Andorra zum Juden gemacht, obwohl er faktisch keiner ist,

und Andorra ist, um es kalauernd zu sagen, genau so sehr Liechtenstein, wie Liechtenstein natürlich die Schweiz ist. Dürrenmatt und Frisch trauten mit andern Worten der Schweiz, die von den Katastrophen der Weltgeschichte immer wieder verschont wurde, sowohl deren Täter wie auch deren Opfer durchaus zu. Das Entsetzen der Weltgeschichte in der sterilen Retorte schweizerisch perfekt noch einmal wiederholt! Ist der Verdacht zu bös? Es gibt in der Schweiz eine Redewendung, mit der man eine gelungene Angelegenheit zu umschreiben versucht, und die mich immer sehr unheimlich berührt: «Das isch en suberi Sach.»

Ein kleiner Schock in Cochabamba

Ich war vor anderthalb Jahren während fast eines Vierteljahres in Lateinamerika. Die grösste Zeit verbrachte ich in Bolivien. Ich hatte dort meinen Freund Joaquin Hinojosa besucht, den bedeutenden bolivianischen Dichter. Er hatte lange Jahre in unserem Land im Exil vor Diktaturen gelebt. Hier hatte ich ihn kennengelernt. Und er hatte mich immer wieder fast beschworen, dann, wenn er einmal in sein Land zurückkehren würde, ihn dort zu besuchen. Er war wohl der Meinung, ich als Schweizer Schriftsteller brauchte genau diese Konfrontation mit etwas ganz anderem. Ich brauchte sie wirklich. Und was ich mit nach Hause brachte, war eine sehr weitgehende Desorientierung. Es tut gut, sein Land einmal von der hinteren und unteren Seite der Weltkugel her anzuschauen. Es rückt aus dem Zentrum, und man sieht gleichzeitig, am Wirtschaftlichen zum Beispiel, wie sehr wir mit allem auf der Welt verhängt sind, – auf der profitierenden Seite nach wie vor und wahrscheinlich auch noch auf weiteres.

Ich möchte von einem kleinen Schock erzählen, den ich in Cochabamba für mein kulturelles Selbstverständnis erleben durfte. Ich hielt dort an der Universität zwei Vorträge über die politischen Unruhen in der Schweiz in den Jahren 1968 und 1980 und über die Situation des Kulturschaffenden in unserem Land. Anschliessend an den zweiten Vortrag hatte ich auch eine Lesung. Joaquin hatte eine Reihe meiner Gedichte ins Spanische übersetzt. Ich las die Texte zuerst deutsch und dann Joaquin die spanische Übersetzung. Schon während der Lesung fiel mir eine sehr grosse Aufmerksamkeit meiner Zuhörer auf, auch den deutschen Versen gegenüber, obwohl im Saal nur wenige Leute deutsch verstanden. Nach der Lesung sagte mir eine schon ältere Psychologiestudentin, die vor ihrem Studium in härtesten Situationen in der Sozialarbeit tätig gewesen war und eine sehr revolutionär denkende, politisch bewusste Frau ist: «Wenn Du das nächste Mal nach Bolivien kommst, komm mit mehr Gedichten.» Das war für mich etwas ganz anderes als ein Kompliment, das war eine wirkliche Überraschung.

Es wurde mir im Verlauf der Wochen in Bolivien, aber auch in Peru und Kuba immer klarer, dass Literatur, Kultur im allgemeinen einen ganz andern Stellenwert hat als bei uns. Ich fing an zu begreifen, dass sich mein Freund Joaquin ohne Pathos und Übertreibung mit und in seinen Texten als «Stimme des Volks» verstehen kann. Dies ist das eine. Das andere ist, dass für Joaquin zwischen seiner literarischen und seiner politischen Tätigkeit (er ist sehr aktiv in Campesino-Selbstverwaltungsprojekten tätig) kein Widerspruch existiert. Bei wieder ausbrechendem Faschismus würden ihm zwar seine publizierten Texte wie vor Jahren auch schon, als er fliehen musste, gefährlich, aber eben genau gleich gefährlich wie seine politische Exposition in der konkreten Alltagsarbeit. Anders ausgedrückt, für Joaquin gibt es eine tiefe und umfassende Identität, die ich hier so nicht kenne und nicht kennen kann. Im Vergleich ist das meiste Kulturelle hier, je nach Sicht *auch* ein Überflüssiges, *auch* ein Luxus, *auch,* um es einmal sehr polemisch zu sagen, Mehrwert. Oder weniger polemisch formuliert: Es ist hier

sehr viel weniger klar, was das soll, Literatur und so. Ich sage das nicht als Anklage und schon gar nicht als Forderung, wie es sein sollte, sondern schlicht als Feststellung.

Die Kultur-Konfrontation von 1980/81

Für mich waren die Ereignisse in Zürich 1980/81 auch ein Schock, den ich noch lange nicht verarbeitet habe. Ich möchte hier zum Schluss nur die gleichsam kulturelle Seite etwas herausholen. Abgesehen von allem andern war doch, was da geschah, auch eine Kultur-Konfrontation, und zwar eine,wie wir sie hierzulande weder gewohnt sind, noch wie wir sie irgendwie erwartet hätten. Bitte, die Sache fing doch nicht zufällig bei einem der Kulturumschlagplätze par excellence, bei der Zürcher Oper, an. Was für mich dabei kulturell geschah, ist aber immer mehr folgendes: Hier traten ganz unerwarteterweise die Unerwarteten ganz plötzlich und aus gar nicht heiterem Himmel als Subjekte auf, als Täter, auch als Kulturtäter.

Der Sprayer hatte als eine Art Vorzeichen schon vorher, bei Nacht und Nebel oder klammheimlich, seine Taten an Zürichs Wänden zur Darstellung gebracht. Man hat ihm in der Zwischenzeit Kunst attestiert, ihn aber, als man ihn endlich hatte, ins Gefängnis geworfen; und er hat in der Zwischenzeit sehr ernsthaft angemeldet, nach all dem habe er kein Interesse mehr, ein Schweizer zu sein. Das ist alles andere als ein Witz, das ist bedenklich in einem Sinn, den man hier endlich diskutieren und nicht bloss administrativ erledigen sollte.

Lassen wir den Vorläufer. Man hat dann ja auch die «Bewegung» administrativ erledigt. Und das administrative Mittel war bis anhin in diesem Land immerhin konsequentest praktizierte Repression, bei der es in verschiedenster Hinsicht Opfer, und, ich bestehe darauf, auch Tote gab. Das alles kann man meines Erachtens sehr viel weniger lassen. Und ich lasse mich nicht missverstehen. Ich wünsche mir von dem, was geschehen ist, fast gar nichts zurück ausser etwa die Lebenslust, die auch so unheimlich plötzlich und kurz sich auf Zürichs Strassen breit zu machen wagte. Aber ich finde dezidiert jeden Versuch unmöglich, das ganze *ungeschehen* zu machen.

Der Protest der sogenannten «Unruhe» war ja neben vielem andern auch *Sprache* geworden. Und man muss daran erinnern: auf sehr vielfältige Weise, fast alle Medien abdeckend, von der Zeitung bis zum Theater, auch bis zur TV-Talkshow. Und damit ich nochmals nicht missverstanden werde: Ich behaupte nicht, dass hier Kultur entstand, wo vorher etwa keine gewesen wäre. Ich behaupte nur, es entstand hier *auch Kultur*. Und die Sätze waren zum Teil sehr präzis, auch wenn man die Autoren nie kennen wird. Das hat auch Vorteile; man kann dann keine Oeuvres sammeln. Das Problem scheint sogar ein umgekehrtes zu sein: Die Sätze müssen weg. Warum eigentlich? «Wir haben Grund genug zum Weinen – auch ohne euer Tränengas» zum Beispiel ist doch leider eh und je gültig wie ein Gedicht. Der letzte Satz von dieser Art, den ich in Zürichs Strassen gesehen habe, war verknappt auf ein Wort: «hilflos» stand da, wenn man sich noch erinnern will, immer wieder, und einmal «traumlos». Wir wollen's doch nicht hoffen! Ich persönlich schreibe, weil ich nach wie vor nicht «traumlos» sein will in diesem Land.